



Aus einer besseren Zeit: die Zechenreste in der Innenstadt



Die Stimbbergstraße – Haupteinkaufsmeile Erkenschwicks



Christian Wegner, Präsident des Fußballklubs FC 26



Peter Hadrys: „Erkenschwick hat all sein Tafelsilber aufgegeben.“



Beton-Tristesse in Erkenschwick



Ein Stück Ruhrgebietskultur

# Einst reich an Kohle

Kein Schwein will gern nach Erkenschwick, das ist die traurige Wahrheit. Ein Schwein, das dorthin reist, kommt in Scheiben zurück. Es wird zerlegt, geräuchert, verwurstet. „Da isset!“, ruft Christian Wegner und zeigt auf den Schlachthof. Er sitzt am Steuer seines Wagens, auf Stadtrundfahrt für den sächsischen Gast. Wegner, 46, ist der Präsident im Ort, Präsident des Fußballklubs FC 26. Ein Mann, der das erdige Deutsch seiner Heimat spricht. Ein Manager, den viele hier kennen. Und Wegner kennt Oer-Erkenschwick, seit er ein Junge war. „Wir sind gebeutelt“, sagt er. „So als Region.“ Der Schlachthof sieht von außen aus wie eine Filiale der Hölle: graue Hallen. „Die jagen hier ganz schön wagt durch“, sagt Wegner. Hunderd Scheine täglich! Seit dem Tod der Zeche ist nun der Schlachthof der größte Betrieb. Damit, sagt Wegner, wären wir schon beim großen Drama dieses Ortes.

Willkommen in Oer-Erkenschwick! Beschwerlich war die Reise hierher, vom Osten aus im Zug gut sieben Stunden: Leipzig, Hannover, Münsterland. Letzter Stopp Recklinghausen; zum Schluss noch per Bus. Ausstieg am Berliner Platz, Erkenschwicks Zentrum. Zwischen Takko, Kaufland, Woolworth, Kik und der Kneipe „Tina's Stübchen“.

„Stadt im Wandel!“ nennt sich der Ort. Auf Wandel muss er hoffen, seit das Bergwerk nur noch als Mahmal steht: mitten in der City. Zur Jahrtausendwende starb die Zeche. Es gibt noch einen Förderer. Die Brache rundherum: ein Loch im Herzen der Stadt. Was da mit tun? Lange war man planlos, bis das Ende der Kohle nicht überraschend kam. Es soll nun ein Golfplatz entstehen. Und außerhalb, auf dem Stimbberg, wurde längst das Maritim gebaut; ein Erlebnisbad mit Saunalandschaft, Golfplätze und Hallenbad, denke ich: Darauf hat der Osten auch schon mal gesetzt.

Dieses Ruhrgebiet! Einst reich an Kohle und Arbeit, nun, wie man liest: verarmend, verödet, ver-

## Eine Reise ins Ruhrgebiet nach Erkenschwick, wo man als Ostdeutscher ein schlechtes Gewissen bekommt

VON MARTIN MACHOWEZZ

Ende. Bürgermeister rebellieren: Der Osten hat genug! Dortmunds Rathauschef nennt den Solidar-pakt II ein „perverses System“. Das Ruhrgebiet klagt bitterlich, die Rollenbilder verschieben sich. Liegt dort der neue Osten? Ich bin in Erkenschwick, weil ein Freund von dort stammt. Fabi-sines Wegner und zeigt auf den Schlachthof. Er sitzt am Steuer seines Wagens, auf Stadtrundfahrt für den sächsischen Gast. Wegner, 46, ist der Präsident im Ort, Präsi-dent des Fußballklubs FC 26. Ein Mann, der das erdige Deutsch seiner Heimat spricht. Ein Manager, den viele hier kennen. Und Wegner kennt Oer-Erkenschwick, seit er ein Junge war. „Wir sind gebeutelt“, sagt er. „So als Region.“ Der Schlachthof sieht von außen aus wie eine Filiale der Hölle: graue Hallen. „Die jagen hier ganz schön wagt durch“, sagt Wegner. Hunderd Scheine täglich! Seit dem Tod der Zeche ist nun der Schlachthof der größte Betrieb. Damit, sagt Wegner, wären wir schon beim großen Drama dieses Ortes.

<b>Oer-Erkenschwick</b>
<b>Einwohnerzahl:</b> 30 000
<b>Haushaltsvolumen:</b> 80 Mio. €
<b>Pro-Kopf-Verschuldung:</b> 4088 € (inklusive Liquiditäts- und Kassenkredite)
<b>Gewerbesteuererinnahmen 2010:</b> 4,2 Millionen €
<b>Solidarbeitrag 2010:</b> 450 000 €, seit 1992: 17,44 Millionen €
<b>Arbeitslosenquote:</b> 10,4 %

Es geht über die Einkaufsstraße, auf der die Läden Namen tragen wie: Iris' Wurst-Shop, Julia's Nails. Wir biegen ab, auf die Kampstraße, zu den Plattenbauten. Wegner sagt: „Ich war mal in Jena-Lobeda. Das war wie hier.“ Einen Plattenbau gibt es, auf den Erkenschwick stolz ist. Darin wohnte eine berühmte Oma – die von Leonardo DiCaprio. Der Hollywoodstar kam sie manchmal besuchen. Oma Helene starb vor wenigen Jahren, weshalb DiCaprio keinen Grund mehr hat, nach Erkenschwick zu reisen. Vorbei die große Zeit auch im Stimbberg-Stadion, in dem die Spielvereinigung Erkenschwick 1980 vom Mittel-feldregisseur Sönke Wortmann in die Zweite Liga geschossen wurde. Das Stadion ist heute marode, die Spielvereinigung in der sechs-ten Liga, und keiner denkt an Erkenschwick, wenn er vom Kinore-gisseur Sönke Wortmann hört.

Eine Frage, Herr Wegner: Muss der Ost-Soli weg, weil der Westen ihn braucht? „Auf keinen Fall!“, sagt er. „Es gibt noch viele Ost-Kommunen, denen es wirklich schlecht geht. Wir brauchen aber einen Bedarfssoli. Einen, der uns nicht ausschließt – und den Osten auch nicht.“

Ich gehe weiter, zu Fuß jetzt, allein. Zurück am Berliner Platz: Hartz-IV-Empfänger mit Schalke-Mütze und Bier aus lokaler Produktion. Nach dem Ende der Zeche blieb manchen nur das Zechen allein. Mehr als zehn Prozent der Leute sind arbeitslos. Die Quote ist so hoch wie die bei mir zu Hause, in Meißen. Um die Ecke – wo einst die Männer ins Bergwerk führen – treffe ich Peter Hadrys, Kumpel in Rente, 67, Föhnfrisur. Das hier, sagt Hadrys, war die Zeche. Jetzt gibt es nur noch ein schönes Museum. „Wär der Pütt nich jewesen“, sagt Hadrys, „wär Erkenschwick ein Dorf. Wenigstens ist die Luft jetzt sauber.“ Und wieder die Frage nach dem Soli. Herr Hadrys antwortet auf Drän-gen: „Erkenschwick hat all sein Tafelsilber aufgegeben. Im Osten ist vieles schön geworden. Aber das sind auch die goldenen Hähne.“

Dreimal sei er zur Kur im Vogtland gewesen. Wo es wenig Jobs gebe, aber schöne Häuser. Wie es ums Geld Erkenschwicks steht, weiß man im Rathaus. Ein Anruf dort. Es meldet sich die Feuerwehr: Nachmittags werde das Telefon zur Wache um-gestellt, da sei keiner mehr im Amt. Sparmaßnahme offenbar.

**Unter Nothaushaltsrecht** Nächster Tag, etwas früher: Ist der Bürgermeister da? „Nee, zurzeit nich, der ist auf Kreuzfahrt.“ Dafür empfängt dann der Kämmerer: Heinz Schnettger, 53. Verschränkt sind seine Arme. Er, im Amt seit 1983, klagt gleich: „Der Zustand, in dem wir leben, ist die völlige Überschuldung.“ Das Übel: Seit 1996 sei man Haushaltssiche-rungsgemeinde. „Wir stehen unter dem Nothaushaltsrecht, wir erfüllen bloß noch Pflichtauf-gaben.“ Das heißt, dass Straßen nicht erneuert werden, dass man keine Fördermittel abrufen kann, weil der Eigenanteil fehlt. Neues Stadi-on? Da lacht der Kämmerer.

Und doch fordert Schnettger einen zusätzlichen Solidar-pakt, einen für das Ruhr-gebiet. Denn nicht nur in Oer-Erkenschwick geht es derzeit um die Wurst.

Die Ost-Politiker schimpfen jetzt: Die Städte des Westens könnten doch sparen! Dabei, sagt Schnettger, leiste sich Erkenschwick gar nichts mehr. „Wir haben Stellen gestrichen, Schulen geschlossen. Erkenschwick ist eine ausgepresste Zitrone.“ Das letzte verbliebene Wachstum Oer-Erkenschwicks, weiß Schnettger, ist das der Sozialkosten. Er hat eine Liste vorbereitet: „Solidar-beitrag der Stadt Oer-Erkenschwick seit 1992“. Im ersten Jahr, steht da,

habe die Stadt knapp 80 000 Euro in den Osten überwiesen. Der höchste Betrag floss 1997: 1,6 Millionen. Heute sind es noch 45 000 Euro. 17,4 Millionen hat Erkenschwick bislang in die Ein-heit investiert. Und woher nimmt Schnettger das Geld? „Ich geh zur Bank und sage: Gebt mir den Soli!“ Ein Kämmerer mit Humor.

Manchmal reist Schnettger nach Lübbenau, Spreewald, seit Wende-zeiten die Partnerstadt. Wenn er kommt, sind die Lübbenauer stolz: „Schau mal, Heinz, was wir von eurem Geld gebaut haben.“ Und da freue er sich, sagt Heinz Schnettger. „Lübbenau lebt nicht in Saus und Braus. Und ich unter-scheide Neid von Missgunst. Ich kenne Gebiete im Osten, da möchte ich nicht am Latte-nauz hängen.“

Der Soli Ost, so der Kämmerer, müsse bleiben – wie geplant bis 2019.

Und doch fordert Schnettger einen zusätzlichen Solidar-pakt, einen für das Ruhr-gebiet. Denn nicht nur in Oer-Erkenschwick geht es derzeit um die Wurst.



Martin Machowez, 24, geborener Meißener und Fabian Klask, 29, Kind des Ruhrgebiets



Altstadtgemütlichkeit: Wein- und Wirtshäuser am Markt



Kleinstadtkultur: Meißens Stadttheater



Architekt Georg Krause im sanierten Meißner Rathaus



Lokalpolitiker Helge Landmann auf dem Marktplatz



Blick vom Burgberg ins Elbtal



Eine halbe Million Touristen zählt Meissen jedes Jahr. BILDER: KLASK

# Pracht statt Plattenbau

Niemand will reden. Das Presseamt der Stadt Meißen hat sich eine überraschende Strategie zurechtgelegt: Aussitzen. E-Mails werden nicht beantwortet. Und wenn überhaupt jemand ans Telefon geht, dann nur, um den Anrufer zu verströmen.

So geht es weiter: Auch im Stadtmuseum ist man freundlich, aber eine Führung für den Journalisten aus dem Ruhrgebiet, das geht zu weit. Dabei will ich die Heimatstadt meines Freundes Martin kennenlernen und wissen, was die Menschen dort denken und zu sagen haben über sich, den Westen und den Soli.

Nach Tagen meldet sich die Stadtverwaltung mit einer Ein-Satz-E-Mail; sie lehnt den Gesprächswunsch ab. Das Reizwort „Solidarpakt II“ in der Anfrage hat die Stadt wohl verschreckt.

Warum nur macht Meißen dicht? Wovor hat es Angst? „Vor einer Neiddebatte“, sagt jemand aus der Politik, als ich mich nach den Gründen für die Absage erkundige. Dann schweigt auch er.

In der sächsischen Kleinstadt hat man sehr wohl mitbekommen, was das Ruhrgebiet gerade bewegt. Dort wird derzeit der „sanierte“ Osten gegen den

„maroden“ Westen gespiegelt. Ich komme dann mal vorbei. Ein gebürtiger Recklinghäuser, aufgewachsen in der Nähe des Oer-Erkenschwicker Förderturns. Ein potenzieller Neider auf dem Weg nach Meißen.

Die kleine Stadt empfängt herrschaftlich: Ich stoppe mein Auto unterhalb des Burgbergs am Rand der Altstadt. Die gotische Albrechtsburg, früher mal Stammsitz der Wettiner, und die Domkirche thronen hier seit Jahrhunderten über dem Elbtal und der Stadt. Jedes Jahr kommen rund eine halbe Million Touristen nach Meißen. Darunter viele Japaner, die fahren vor allem in die Porzellanmanufaktur.

Das Auto muss draußen bleiben, ich laufe in die Innenstadt, den Burgberg entlang geht es durch enge Gassen und vorbei an kleinen Geschäften für Mode, Postkarten, Porzellan. Eine Pracht-Altstadt, weit weg von den Ein-Euro-Shop-Spielhallen-Discounter-Einkaufsparadiisen, die ich von vielen vergleichbaren Kleinstädten im Ruhrgebiet kenne.

Braucht so eine Stadt noch die Soli-Hilfe aus dem Westen? Georg Krause antwortet ausweichend: „Verträge sind einzuhalten.“ Krause will los. Ich bin mit ihm zum Stadtrundgang verabredet. Der 65-Jährige sieht aus wie der Weihnachtsmann mit seinem weißen Bart und den freundlichen Augen. Bis vor einigen Jahren war er noch Leiter des Meißner Hochbauamtes. Krause gilt hier als einer der Väter der Altstadtsanierung. Er kann nicht verstehen, warum seine ehemaligen Kollegen nicht mit dem Journalisten aus dem Westen. Krause kann die komplizierten Namen der verschiedenen Hilfsstoffe noch fehlerfrei aufzählen. Hunderte Häuser, manche konnte man schon nicht mehr betreten, hat man mit dem Geld sanieren können. Es gab viel

## Meißen in Sachsen geht es gut. Doch käme die Stadt ohne Soli aus? Ein potenzieller Neider schaut sich um

VON FABIAN KLASK

tun: Kurz vor der Wende, erinnert sich Krause, sah es duster aus in der Meißener Altstadt. „Die Gassen wirkten wie dunkle Hinterhöfe.“ Ein junger Architekt zeichnete aus Entsetzen ein Plakat: „Besuchen Sie Meißen, solange es noch steht!“ Das war 1988. Vielleicht wäre Gleiches ja die geeignete Werbezeile für das Ruhrgebiet und seine Ruinen?

Dass die Westhilfe damals verdient war, da ist sich Georg Krause sicher. „Diese Stadt gilt als die Wiege Sachsens. Wir bewahren sie ja nicht nur für uns, sondern fürs ganze Land“, sagt er in seinem sehr weichen, melodischen Sächsisch.

Wie viel Geld Meißen jährlich aus dem Solidarpark II bekommt, kann die sächsische Staatsregierung nicht genau beziffern: Das Land Sachsen bekommt 2012 etwa 1,89 Milliarden Euro aus dem Westen, jedes Jahr werden es 200 Millionen weniger – bis der Solidarpark 2019 ganz ausläuft.

Das Rathaus, das Meisterstück Krause drängt, er will zum Rathaus, es ist sein Meisterstück. Das Gebäude aus dem 15. Jahrhundert liegt direkt am historischen Marktplatz. Der frühere Bauamtsleiter kennt hier das Alter jeder Fußleiste. Über 17 Jahre haben sie das Rathaus saniert, zwölf Millionen hat das gekostet. Bei der Förderstadt für die Restaurierung lief es wie üblich: Je 40 Prozent der Kosten übernehmen der Bund und das Land, 20 Prozent zahlte die Stadt.

An der freischwebenden Treppe in den historischen Ratssaal hält Krause kurz an, er will noch etwas loswerden. „Wir haben hier immer sparsam gehaushaltet. Nur zwölf Millionen für dieses Projekt, das ist top“, sagt Krause und führt in den Dachstuhl. „Den haben wir begehbar gemacht.“ Aber der Solidarpark, Herr Krause, brauchen Sie den wirklich noch? „Verträge sind einzuhalten, das gilt bis 2019, danach muss man sehen.“

Der Architekt lüchelt milde, wirklich besorgt um seine Stadt sieht er jetzt nicht aus. Vielleicht ist es die Gelassenheit eines Man-

nes, der gesehen hat, dass sich viele Fördertöpfe öffnen, wenn man so eine Altstadt zu bieten hat. Ein warmer Händedruck zum Abschied. „Ein junger Architekt zeichnete aus Entsetzen ein Plakat: „Besuchen Sie Meißen, solange es noch steht!“ Das war 1988. Vielleicht wäre Gleiches ja die geeignete Werbezeile für das Ruhrgebiet und seine Ruinen?“

Allein weiter in Meißen: Ich bin auf dem Weg zum Burgberg, nein: Ich schwebe zum Burgberg. Seit 2011 gibt es den neuen Weg zum Gipfel, einen zwei Millionen Euro teuren Aufzug. Meißen hat es gut, denke ich auf dem Rückweg in die Altstadt. In Oer-Erkenschwick verfällt gerade der Förderer. „Wo kommen Sie noch mal her?“ Helge Landmann sitzt vor einem indischen Restaurant auf einem kleinen Altstadtplatz. Auch so ein Postkartenmotiv. „Oer-Erkenschwick, im Ruhrgebiet. Dort kommt keiner zufällig vorbei“, sage ich, „aber schön haben Sie es hier.“ Landmann, der im Stadtrat sitzt, spitzt die Lippen. „Lassen Sie sich von den Fassaden nicht täuschen.“ Auch Meißen habe die Probleme vieler Städte im Osten: zu wenig Industrie, viele Junge sind in den Westen gegangen, zehn Prozent Arbeitslose gibt es hier.

Helge Landmann ist Ingenieur und ausgebildeter Homöopath, den oberflächlichen Blick mag er nicht. „Normalerweise denkt man, jetzt muss doch der Motor angesprungen sein, aber es ist kein Motor angesprungen.“ Er meint die Industrie, die Jobs. „Meißen war mal eine Keramik-, eine Töpferstadt. Davon ist nicht mehr viel übrig.“ Landmann bestellt einen Tee, knetet die Hände und sagt, dass er jetzt etwas sagen wird, „wofür es bestimmt Prigel gibt“.

Der Solidarpark II könne ruhig auslaufen. Viel Geld, das sei seine Erfahrung, könne auch viel verderben: „Da muss man dann schnell Fördermittel aufbrauchen und schafft nur Seifenblasen.“ Gute Geschäftsleute, die hätten auch ohne das viele Geld eine Chance, sagt Landmann. Diesen Satz hat mir ein Geschäftsführer aus dem Ruhrgebiet auch mal gesagt. Er ist jetzt nicht mehr Geschäftsführer. Ich gehe erneut durch die Altstadt, vorbei am kleinen Theater, das mit seinem Vorplatz und dem

Portal so aussieht wie ein Staatsschauspiel. Nur kleiner. In Oer-Erkenschwick haben sie vor ein paar Jahren Sozialwohnungen in die neue Stadthalle integriert. Damit es für die Stadt billiger wurde.

Bevor ich die A 4 in Richtung Westen nehme, muss ich noch an Meißen Strandring, ins Triebischtal, wo nur selten kernsaniert wird. Das habe ich meinem Freund Martin versprochen. Denn hier ist „hinter der Fassade“, wie Helge Landmann sagen würde. Die Gegend beginnt kurz nach der berühmten Porzellanmanufaktur, wo gerade eine Gruppe Japaner nach der Reisebus wartet – und begeistert die neben der Haltestelle wachsende japanische Kirsche fotografieren.

Dann blüht nicht mehr viel: Es gibt ein „Innovations Centrum“ mit „günstigen Gewerbeflächen“; Häuser, die keine Fenster haben; und irgendwo rumpelt das Auto über Kopfsteinpflaster, dessen Schlaglöcher hastig mit Asphalt gefüllt wurden.



**AUF DEM TABLET**  
In unserer Tablet-Ausgabe finden Sie eine Audio-Slide-Show zu den Reportagen. Weitere Informationen zur Tablet-Ausgabe unter [www.ksta.de/tablet](http://www.ksta.de/tablet)